

zahlungsunfähige Danks in den Restaurants...
Die Vielseitigkeit des Flugzeuges
Das Handelsministerium der Vereinigten Staaten hat durch den Direktor seiner Flugverkehrsabteilung, Mr. William B. Mc. Cracken, bei einer Untersuchung über die Verwendungsmöglichkeiten des Flugzeuges festgestellt, daß es deren 158 gibt. Einige davon seien im folgenden angeführt. An der Spitze der Liste steht die Verwendung des Flugzeuges zum Zwecke des Schmuggels, insbesondere des Alkohols. Dann folgt das Flugzeug im Dienste der Polizei, die von ihm einen sehr vielseitigen Gebrauch macht, zum Beispiel um festzustellen, welche Fabriken durch Ausströmen von Rauch und schädlichen Gasen ihre Nachbarn belästigen. Das Flugzeug der Küstenwache sucht Klippen und Untiefen, sowie treibende Wracks auf, den überseemännlichen Gegenstand wird Hilfe gebracht, auch sonst hat sich das Flugzeug bei den verschiedensten Notständen als praktischer Helfer erwiesen. Für den Fischfang und für wissenschaftliche Zwecke wird es mit Erfolg verwendet, die Feuerwehr bedient sich seiner, und auch zur Kronenbepflanzung hat man es schon benutzt. — Der Staat gebraucht Flugzeuge u. a. für die Zwecke der Landespolizei, zur Überwachung der Ernte, für die Flugzeugführung, zur Post- und Gepäckbeförderung. Sehr vielseitig ist die militärische Brauchbarkeit: Erkundung, Angriff, Abwehr feindlicher Flieger, rasche Weidungsbeförderung, Einschleichen der Artillerie, Lichtbalkenaufnahmen, Bombenabwürfe, Aufsuchung und Zerstörung von Minen und Unterseebooten, sowie von Küstenbatterien. — Der Handelsverkehr endlich bedient sich des Flugzeuges zur Personen-, Post- und Frachtbeförderung; Rettung und Hilf gebrauch es in immer ausgedehnterem Maße, um ihre letzten Erzeugnisse mit größter Schnelligkeit zu befördern.

Am Ausguck
Napoleon als Vogelfreund.
Es dürfte wenig bekannt sein, daß Napoleon I. ein großer Freund der Singvögel war und ihren Gesang mit großer Freude lauschte. Besonders in der Verbannung auf dem einsamen St. Helena schenkte er sich nach seinen geliebten Schicksalsgenossen alles in ihrer Macht Stehende, um ihn zu willfahren. Der frühere General Bertrand ließ in einem großen Käfig eine ganze Schar von Singvögeln sammeln, die er dem Kaiser schenkte. Dieser Käfig befindet sich noch heute in Chateauroux, wo Bertrand im Jahre 1841 starb. Sein Haus mit den kostbaren Erinnerungsfunden vermachte er der Stadtgemeinde. Man sieht heute noch den kostbaren Türkentisch des Kaisers, die Galanierform Bertrand's und, ausgefüllt unter einer Glasglocke, den schwarzweißen gefleckten kleinen Hund, der Napoleon nach St. Helena begleitete. Der oben erwähnte Käfig ist zwei Meter lang und ein Meter hoch. Er besteht aus Sandelholz und enthält Verzierungen nach chinesischen Motiven. Zu seiner Unterhaltung brauchen die auf der Insel lebenden chinesischen Arbeiter über ein halbes Jahr. Ein hölzerner Adler mit ausgebreiteten Schwingen krönt das Werk, doch ließ der Kaiser diesen Schmuck abnehmen; der Adler mochte zu trübe Erinnerungen in ihm wecken. Bertrand aber bemalte ihn auf und nahm ihn auch mit nach Frankreich.

Der Ursprung des Pumpernickels
Der Ursprung des Namens des weitbekannten, amackhaften Gebäcks, des Pumpernickels, wird oft irrtümlich hergeleitet. So wird er mit dem süddeutschen Wort „Pumper“ (gleich Kern) und der mundartlichen Bezeichnung „Nickel“ für Brot in Zusammenhang gebracht. Andere führen den Namen auf „Pump“ (Pacht oder Schatzgrube) und „Nickel“, ein in Sachsen bekanntes Vordach, zurück. Selbst in seinem engeren Vaterlande Westfalen ist die Herkunft des Namens fast vergessen. Urkunden und ein Turm berichten von seinem Ursprung.
Um das Jahr 1450 herrschte im Danabrück-Lande eine große Teuerung. Vielen wurde es schwer, durch den Winter zu kommen. Der Markgraf von Danabrück ließ daher Brot backen und es umsonst verteilen. Dieses Brot nannte er „Pomum panis“, das „gute Bröckchen“. Es mündete so vorzüglich, daß, als Hungersnot und Teuerung längere Zeit verschunden und vergessen waren, die Leute fortfuhren, es zu backen. Aus dem lateinischen Namen entwickelte sich im Laufe der Zeit die geläufigere Bezeichnung „Pumpernickel“ (Pumpernickel).

Ein lebenswertes Schifferhaus.
Eins der ehrwürdigsten Landeshäuser der Schweiz, das alte Schifferhaus an der Treib, das allen Freunden und Besuchern des herrlichen Vierwaldstättersees bekannt ist, ist vor der Herstellung worden. Das Schifferhaus mit seinen Kuppeldächern über den doppel und dreifach gekuppelten Fenstern und seinen in den Farben irisierenden, schwarz bemalten Schindeln ist das Urbild eines schönen Schweizerhauses. Schon im Mittelalter fand das Gebäude und war ein Schifferhaus, ein Fleckchen der Zeitlosigkeit. In seinem Innern: Säulen suchten seit alterer die neuen (Waben) wie man die Schiffe des Vierwaldstättersees nennt, Säule vor Föhn und Umwelten.

Der lange Name.
Ein spanischer Kavallerist von altem Adel, dessen Vornehmheit mit der der königlichen Familie miteiferte, der aber mit Glücksgütern nicht gerade reichlich begünstet war, kam eines Nachts vor den Gaißhof einer kleinen französischen Stadt. Es dauerte lange, bis es ihm gelang, den Wirt herauszutrommeln, der sich, nicht gerade gut gekleidet, endlich an einem Fenster des ersten Stockes zeigte mit der etwas unruhigen Frage, wer ihn zu so später Stunde noch aus dem Bette hole. „Machen Sie auf!“ rief er. „Hier ist Don José-Pedro Fernandez Rodriguez de Villa-Rosa, Graf von Malafra, Ritter von Santiago und D'Alcantara!“ „Das tut mir leid“, rief der Wirt, „ich habe nur noch ein Bett frei und kann so viele Herren unmöglich unterbringen!“ Sprachs und warf das Fenster wieder zu.

Ein altes Wiener Gebäck.
Wiener Gebäck gilt in den Kreisen der Feinschmecker als das Beste. Wo immer ein Bäcker sein Geschäft in Empfehlung bringen will, bezeichnet er es sicher als „Wiener Bäckerei“. Von dem eigentlichen Wiener Gebäck findet man in den norddeutschen Bäckereien nur drei Arten: die Bierschrippe, die Schaumbrekel und das Hörnchen. Das Hörnchen ist sogar historisch. Es ist nichts Geringeres, als das berühmte „Wiener Kipfel“, und verdankt seine Existenz der Türkenbelagerung 1683. Man buk den Kipfel zum Spott auf den Feind, mit der Form seines heiligen Halbmonds verhöhnend. Der Name Kipfel soll eine Verballhornung von Kipfel sein, und zwar ist damit, so heißt es, der Kipfel der Stephanskirche gemeint, auf deren Spitze damals der Halbmond des türkischen Siegers prangte. Die Schaumbrekel wird bei uns als Silvester- und Fastnachtsgebäck viel gegessen, und in den Sommergärten bietet man sie feil. Die „Breheltrau“ gehörte einst zu den unentbehrlichsten Töpfen der Berliner Hofenheide. In Wien erschien an ihrer Statt in alter Zeit der „Brehelbäck“, der seine leckere Ware, auf einen Boden gereicht, anbot.

Der Siegeswagen des Polen-königs Johann Sobiesky
Mitgeteilt von Franz Stoy.
Das Dorf Raddatz in Hinterpommern birgt einen einzigartigen historischen Gegenstand. Dem Besucher der kleinen verträumten Dorfschule fällt sofort die eigenartige Kanzel ins Auge. Der über der Kanzel an der Kirchendecke befestigte Baldachin trägt die Inschrift: „Carus triumphalis Johannis Sobiesky regis polonorum“. Außerdem steht ihn der weiße zweiköpfige Adler der Stadt Wien.
Wir haben hier in der Kanzel des Kirchleins den reichvergoldeten Siegeswagen des Polen-königs Johann Sobiesky vor uns, ein Geschenk der dankbaren Stadt Wien für den am 11. September 1683 errungenen Sieg über die Türken unter Kara Mustafa. Dieser herrliche Sieg sollte dem weiteren Vordringen der Türken ein Ziel; sie waren bis zur Vernichtung geschlagen. Die Stadt Wien aber blieb vor dem schrecklichen Schicksal aller jener Städte bewahrt, die dem Ansturm der Osmanen erlagen.
Friedrich 2. Grenadiere erbeuteten im ersten Schlesischen Kriege diesen Siegeswagen in einem Dorfe in Schlefien, und der König bestimmte diese eigenartige und kostbare Beute für das Zeughaus in Berlin.
Der damalige Lehnsherr von Raddatz, der General Hennig von Kleist, der sich unter den Fahnen des Großen Königs ausgezeichnet hatte, erbat von diesem den Siegeswagen des Polen-königs, um ihn als Kanzel in seiner neubauten Kirche zu Raddatz aufzustellen, und der König gewährte dem verdienstvollen General diese Bitte.
Die vergoldeten Räder dieses Wagens, die ebenfalls in der Kirche aufbewahrt wurden, sind jedoch spurlos verschwunden. Wahrscheinlich wurden sie im Jahre 1806 von den beutegierigen Franzosen mitgeführt.

Der Ursprung des Pumpernickels
Der Ursprung des Namens des weitbekannten, amackhaften Gebäcks, des Pumpernickels, wird oft irrtümlich hergeleitet. So wird er mit dem süddeutschen Wort „Pumper“ (gleich Kern) und der mundartlichen Bezeichnung „Nickel“ für Brot in Zusammenhang gebracht. Andere führen den Namen auf „Pump“ (Pacht oder Schatzgrube) und „Nickel“, ein in Sachsen bekanntes Vordach, zurück. Selbst in seinem engeren Vaterlande Westfalen ist die Herkunft des Namens fast vergessen. Urkunden und ein Turm berichten von seinem Ursprung.
Um das Jahr 1450 herrschte im Danabrück-Lande eine große Teuerung. Vielen wurde es schwer, durch den Winter zu kommen. Der Markgraf von Danabrück ließ daher Brot backen und es umsonst verteilen. Dieses Brot nannte er „Pomum panis“, das „gute Bröckchen“. Es mündete so vorzüglich, daß, als Hungersnot und Teuerung längere Zeit verschunden und vergessen waren, die Leute fortfuhren, es zu backen. Aus dem lateinischen Namen entwickelte sich im Laufe der Zeit die geläufigere Bezeichnung „Pumpernickel“ (Pumpernickel).

Ein lebenswertes Schifferhaus.
Eins der ehrwürdigsten Landeshäuser der Schweiz, das alte Schifferhaus an der Treib, das allen Freunden und Besuchern des herrlichen Vierwaldstättersees bekannt ist, ist vor der Herstellung worden. Das Schifferhaus mit seinen Kuppeldächern über den doppel und dreifach gekuppelten Fenstern und seinen in den Farben irisierenden, schwarz bemalten Schindeln ist das Urbild eines schönen Schweizerhauses. Schon im Mittelalter fand das Gebäude und war ein Schifferhaus, ein Fleckchen der Zeitlosigkeit. In seinem Innern: Säulen suchten seit alterer die neuen (Waben) wie man die Schiffe des Vierwaldstättersees nennt, Säule vor Föhn und Umwelten.

Der lange Name.
Ein spanischer Kavallerist von altem Adel, dessen Vornehmheit mit der der königlichen Familie miteiferte, der aber mit Glücksgütern nicht gerade reichlich begünstet war, kam eines Nachts vor den Gaißhof einer kleinen französischen Stadt. Es dauerte lange, bis es ihm gelang, den Wirt herauszutrommeln, der sich, nicht gerade gut gekleidet, endlich an einem Fenster des ersten Stockes zeigte mit der etwas unruhigen Frage, wer ihn zu so später Stunde noch aus dem Bette hole. „Machen Sie auf!“ rief er. „Hier ist Don José-Pedro Fernandez Rodriguez de Villa-Rosa, Graf von Malafra, Ritter von Santiago und D'Alcantara!“ „Das tut mir leid“, rief der Wirt, „ich habe nur noch ein Bett frei und kann so viele Herren unmöglich unterbringen!“ Sprachs und warf das Fenster wieder zu.

Ein altes Wiener Gebäck.
Wiener Gebäck gilt in den Kreisen der Feinschmecker als das Beste. Wo immer ein Bäcker sein Geschäft in Empfehlung bringen will, bezeichnet er es sicher als „Wiener Bäckerei“. Von dem eigentlichen Wiener Gebäck findet man in den norddeutschen Bäckereien nur drei Arten: die Bierschrippe, die Schaumbrekel und das Hörnchen. Das Hörnchen ist sogar historisch. Es ist nichts Geringeres, als das berühmte „Wiener Kipfel“, und verdankt seine Existenz der Türkenbelagerung 1683. Man buk den Kipfel zum Spott auf den Feind, mit der Form seines heiligen Halbmonds verhöhnend. Der Name Kipfel soll eine Verballhornung von Kipfel sein, und zwar ist damit, so heißt es, der Kipfel der Stephanskirche gemeint, auf deren Spitze damals der Halbmond des türkischen Siegers prangte. Die Schaumbrekel wird bei uns als Silvester- und Fastnachtsgebäck viel gegessen, und in den Sommergärten bietet man sie feil. Die „Breheltrau“ gehörte einst zu den unentbehrlichsten Töpfen der Berliner Hofenheide. In Wien erschien an ihrer Statt in alter Zeit der „Brehelbäck“, der seine leckere Ware, auf einen Boden gereicht, anbot.

Gesammeltes „Jägerlatein“
Von J. H. Böler.
Vor Jahren lebte in Tirol ein Jäger, der schon getroffen hatte, ehe er überhaupt schoss, und das kam so:
Der Tiroler hieß Nazi und war wegen seiner scharfen Hand unter dem Namen „Treffnazi“ überall bekannt. Eines Tages nun blickte er in dem Wald. Plötzlich tat sich ein Auerbach vor ihm auf und fällt auf einen hohen Baum ein. Treffnazi nimmt seine Büchse und legt an. In diesem Augenblick aber erregt ihn der Auerbach und ruft erschrocken: „Seid Ihr nicht der Treffnazi?“
„Gewiß“, ruft der Jäger zurück.
„Na, da läßt sich halt nichts machen. Ihr braucht nicht erst zu schießen, ich komm schon so ranter und bin tot.“ Damit fiel der Bogen tot vom Stengel.
Zu den Redungen der Felsen gehört bekanntlich ihre große Vorliebe für Schnupftabak. Die ha: sich nun ein Jäger in Schwaben zumute gemacht. Er streute auf einen Kilometerstein eine große Prise Schneeberger Schnupftabak. Der Hase kommt in der Dämmerung vorbeigelaufen, schnuppt: „Donnerwetter, das scheint ja eine Auserlese zu sein.“
Dann nimmt er einen tüchtigen Zug, klappt schrecklich zu niesen an und zerschlägt dabei einen Kopf an dem Kilometerstein. Der kluge Jäger holte sich dann am nächsten Morgen die Beute seiner List. Leider hatte sich diese sonderbare Jagdmethode bald herumgesprochen. Auf diese Weise wurde der Schneeberger Schnupftabak berühmt, und die Felsen in Schwaben wurden seltener.
Ein Jäger ging in Ostpreußen auf Wildschweine, hatte aber infolge verschiedener Fehlschüsse nur noch eine: Kugel im Lauf, als er plötzlich einen Ferkel durchs Unterholz brechen sah. Dabei fiel ihm auf, daß dieses Tier besonders langsam vor sich hinstolte. Merckte er noch recht zur Besinnung kam, bemerkte er einen besonders starken Keiler hinter dem Jungschwein. Der hatte des Ferkelchins Ringel im Maul und der Ferkelchins für die den Keiler, der, wie der Jäger bald erkannte, blind war.
Da nur noch ein Schuß in der Büchse war, versiel der Jäger auf einen köstlichen Gedanken. Er schob, der Ferkelchins lag, und der Keiler blieb, vermerkt klagend stehen.
Der Jäger schnitt schnell und leise dem Ferkelchins das Ringelschwänzchen ab, und nahm's in die Hand. Auf der anderen Seite lag der Keiler wieder an und ließ sich so ruhig in



Beilagen zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Mittwoch, 9. November 1927

Der Ursprung des Pumpernickels

Der Ursprung des Namens des weitbekannten, amackhaften Gebäcks, des Pumpernickels, wird oft irrtümlich hergeleitet. So wird er mit dem süddeutschen Wort „Pumper“ (gleich Kern) und der mundartlichen Bezeichnung „Nickel“ für Brot in Zusammenhang gebracht. Andere führen den Namen auf „Pump“ (Pacht oder Schatzgrube) und „Nickel“, ein in Sachsen bekanntes Vordach, zurück. Selbst in seinem engeren Vaterlande Westfalen ist die Herkunft des Namens fast vergessen. Urkunden und ein Turm berichten von seinem Ursprung.
Um das Jahr 1450 herrschte im Danabrück-Lande eine große Teuerung. Vielen wurde es schwer, durch den Winter zu kommen. Der Markgraf von Danabrück ließ daher Brot backen und es umsonst verteilen. Dieses Brot nannte er „Pomum panis“, das „gute Bröckchen“. Es mündete so vorzüglich, daß, als Hungersnot und Teuerung längere Zeit verschunden und vergessen waren, die Leute fortfuhren, es zu backen. Aus dem lateinischen Namen entwickelte sich im Laufe der Zeit die geläufigere Bezeichnung „Pumpernickel“ (Pumpernickel).

Ein lebenswertes Schifferhaus

Eins der ehrwürdigsten Landeshäuser der Schweiz, das alte Schifferhaus an der Treib, das allen Freunden und Besuchern des herrlichen Vierwaldstättersees bekannt ist, ist vor der Herstellung worden. Das Schifferhaus mit seinen Kuppeldächern über den doppel und dreifach gekuppelten Fenstern und seinen in den Farben irisierenden, schwarz bemalten Schindeln ist das Urbild eines schönen Schweizerhauses. Schon im Mittelalter fand das Gebäude und war ein Schifferhaus, ein Fleckchen der Zeitlosigkeit. In seinem Innern: Säulen suchten seit alterer die neuen (Waben) wie man die Schiffe des Vierwaldstättersees nennt, Säule vor Föhn und Umwelten.

Gesammeltes „Jägerlatein“

Von J. H. Böler.
Vor Jahren lebte in Tirol ein Jäger, der schon getroffen hatte, ehe er überhaupt schoss, und das kam so:
Der Tiroler hieß Nazi und war wegen seiner scharfen Hand unter dem Namen „Treffnazi“ überall bekannt. Eines Tages nun blickte er in dem Wald. Plötzlich tat sich ein Auerbach vor ihm auf und fällt auf einen hohen Baum ein. Treffnazi nimmt seine Büchse und legt an. In diesem Augenblick aber erregt ihn der Auerbach und ruft erschrocken: „Seid Ihr nicht der Treffnazi?“
„Gewiß“, ruft der Jäger zurück.
„Na, da läßt sich halt nichts machen. Ihr braucht nicht erst zu schießen, ich komm schon so ranter und bin tot.“ Damit fiel der Bogen tot vom Stengel.
Zu den Redungen der Felsen gehört bekanntlich ihre große Vorliebe für Schnupftabak. Die ha: sich nun ein Jäger in Schwaben zumute gemacht. Er streute auf einen Kilometerstein eine große Prise Schneeberger Schnupftabak. Der Hase kommt in der Dämmerung vorbeigelaufen, schnuppt: „Donnerwetter, das scheint ja eine Auserlese zu sein.“
Dann nimmt er einen tüchtigen Zug, klappt schrecklich zu niesen an und zerschlägt dabei einen Kopf an dem Kilometerstein. Der kluge Jäger holte sich dann am nächsten Morgen die Beute seiner List. Leider hatte sich diese sonderbare Jagdmethode bald herumgesprochen. Auf diese Weise wurde der Schneeberger Schnupftabak berühmt, und die Felsen in Schwaben wurden seltener.
Ein Jäger ging in Ostpreußen auf Wildschweine, hatte aber infolge verschiedener Fehlschüsse nur noch eine: Kugel im Lauf, als er plötzlich einen Ferkel durchs Unterholz brechen sah. Dabei fiel ihm auf, daß dieses Tier besonders langsam vor sich hinstolte. Merckte er noch recht zur Besinnung kam, bemerkte er einen besonders starken Keiler hinter dem Jungschwein. Der hatte des Ferkelchins Ringel im Maul und der Ferkelchins für die den Keiler, der, wie der Jäger bald erkannte, blind war.
Da nur noch ein Schuß in der Büchse war, versiel der Jäger auf einen köstlichen Gedanken. Er schob, der Ferkelchins lag, und der Keiler blieb, vermerkt klagend stehen.
Der Jäger schnitt schnell und leise dem Ferkelchins das Ringelschwänzchen ab, und nahm's in die Hand. Auf der anderen Seite lag der Keiler wieder an und ließ sich so ruhig in

Des Jägers Hütte führen. Dort lebt er noch heute.

Jafanen zu fangen, ist ein besonderes Kunststück der Niederbager. Sie nähern sich vorsichtig einem Baum, auf dem Jafan sitzt. Wenn sie dann auf zehn Schritte heran sind, springen sie. Der Jafan schaut neugierig nach den Menschen. In diesem Augenblick, wo er die eräugt, setzen sich die Niederbager schnell auf Lauf und laufen hastig vorwärts immer um den Baum herum. Der Jafan schaut ihnen nach und muß bei dem raschen Rundlauf fortwährend den Kopf drehen; bis er ihn sich schließlich ganz abgedreht hat und tot vom Baume fällt.

Der Totengräber

Von Dr. A. Franck-Braunschweig.

Wer kümmert sich viel um Herkunft und Bestattung der einzelnen im unendlichen Reich der Reiberei, im besonderen um die Kaiser? Ihre Schar ist zu unermäßig, die einzelnen sind zu klein und wie es scheint zu unbedeutend für das Ganze, um selbst der Aufmerksamkeit des Wanderers wert zu sein. Und doch — wer möchte es wohl leiden, wenn etwas Totes auf dem Sommerweg umherliegt, und wäre es nur eine Blindschleiche, eine Eidechse, ein Frosch, oder wenn ein toter Maulwurf, ein Vogelei und die Waldnißse verpöppelt?

Für diese kleinen Tote, die durch den Fußtritt des Wanderers oder sonst ein Mißgeschick zugrunde gingen, hat die Natur ihre besonderen Bestatter und Feldreiner angeordnet, kleine Leute aus dem Reibereich, von denen die einen für eine möglichst schnelle Zerlegung und Auflösung des toten Körpers sorgen, wie die Aaskäfer, Pelz- und Speckkäfer, andere für ihre wirkliche Bestattung im Erdboden. Der kräftigste dieser Art, sicher mehr durch seinen Namen als durch seine Wirksamkeit bekannt, ist der gemeine Totengräber. Während die anderen Insekten den verendeten Körper angreifen, um ihren Hunger zu stillen, alsbald ihre Eier abzulegen und die Larven zu nähren, so daß sich der Verwesungsprozeß aufs schnellste vollzieht und der Leichnam bis auf die Knochen gereinigt wird, hat der Totengräber, wo er eine Leiche findet, zunächst nur die Bestattung im Auge, die Einlagerung des toten Körpers unter die Bodenerde.

Dort auf dem Wiesenfeldweg liegt seit einigen Tagen ein toter Maulwurf. Der Grabspaten eines Bauern mag ihm den Garaus gemacht haben. Aber heute schon sehe ich einen schönen, gelbgebänderten Käfer mit der ersten Versucharbeit an ihm tätig. Wer will sagen, auf welche Entfernung hin der Totengräber Witterung von ihm bekommen hat? Und für uns ist die Leiche noch nicht einmal in der Nähe ruckbar. Jetzt klettert er über den ganzen Körper hinweg, wie um seine Größe abzuwägen, dann verschwindet er darunter, stemmt und hebt, als wolle er das Gewicht des Leichnams prüfen. Der tote beult und bewegt sich unter den starken Schultern des Käfers. Aber schon tauchen die Füßer mit dem gelben Kopf wieder hervor, Halsbild und Körper folgen nach, und dieselbe Versucharbeit setzt sich neben, über und unter dem Maulwurf herum fort. Eine gewisse Raschheit spricht aus dem Gebahren, so behend sich der Käfer auch dabei benimmt.

Als ich am Nachmittag, etwa drei Stunden später, an dieselbe Stelle zurückkehrte, war der Maulwurf schon zur Hälfte in der Erde verschwunden. Sollte das der eine Käfer allein zustande gebracht haben? fragte ich mich und kehrte den Maulwurf mit dem Spazierstock auf die andere Seite. Statt des einen Totengräbers fand ich jetzt drei bei der Einscharrungsarbeit beschäftigt, ein Weibchen und zwei Männchen. Allerdings wurden sie sehr unruhig über den unvermuteten Eingriff, und einer, der dabei auf den Rücken fiel, gab das durch laut vernehmbares Quietschen kund, indem er seine Hinterleibsringe gegeneinander rieb. Ich gehorchte und legte den Maulwurf wieder auf die andere Seite.

Am Abend machte ich meinen dritten Gang nach dem Tode. Der Maulwurf war vollständig eingestarrt. Die Käfer hatten so viel Erde darunter weggebracht, daß der Leichnam durch sein eigenes Gewicht allmählich in die Grube verschwunden war. Am nächsten Tage zeigten nur noch einige Häufchen Erde darüber und daneben davon, daß sich der Grub des Toten befinden mußte. — Was aber bedeckten die Käfer mit dieser Bestattungsarbeit? Wollen sie lediglich die Anglieder für Feld, Flur und Wiese spielen? Auf diese Weise hätten wir ihre

Arbeit wieder nach unserem Vorteil, nach Nutzen und Schaden ausgelegt. Doch so wenig sich selbst gedacht, so wenig Speise er von dem Leichnam zu sich genommen hat, sein ganzes Streben galt doch nur seiner Familie, seiner Fortpflanzung. Sobald die Leiche beerdigt ist und den gewünschten Bedingungen genügt, legen die Weibchen ihre Eier hinein. Die auswachsenden Larven fressen dann mit denen der Aaskäfer und Speckkäfer zusammen innerhalb 14 Tagen den Inhalt bis auf die Knochen auf, wobei die alten Totengräber jetzt selbst mithelfen. Ihre larvenförmigen Larven, zwar weiß und nackt, doch denen der Laufkäfer ähnlich, verpuppen sich sehr bald, da der Vorrat bei so vielen Gästen schnell ausgezehrt ist. Allerdings muß die vermodernde Speise, die für unseren Magen Gift bedeuten würde, für die Larven von fabelhaft nährnder Wirkung sein, da die Doppelte und Dreifache der Zeit in Anspruch nimmt. Innerhalb von drei Wochen ist hier bereits ein neues Geschlecht von Totengräbern zur Welt gebracht, die demselben Berufe nachgehen wie die Alten. Aber auch deren Wirksamkeit ist mit der einen Bestattung meist noch nicht beendet. Waren es mehrere Totengräber, etwa 4-6, die eine verhältnismäßig große Leiche, vielleicht ein Eidechsenchen begraben, so findet man nach der Verlesung meist nur noch ein Weibchen mit einem Männchen in dem toten Körper. Die anderen Männchen haben sich nach dem Begräbnis mitgeholfen, beiseite in die Nachborende zurückgezogen oder die Grabstätte verlassen, um anderswo die gleichen Dienste zu verrichten. Im Sinne des großen Naturgesetzes wollten sie nur den Weibchen und damit dem folgenden Geschlechte ihre Kräfte zur Verfügung stellen. Wie die Grabhüchler ihrer Ahnen ihnen dermaleinst das Leben geschenkt haben, so arbeitet auch das neue Geschlecht wieder nach dem Wahlspruch: „Grabe, Spaten, grabe.“ Alles was ich habe, — Dank ich Spaten, dir.“

Im Auto über den Klausenpaß

Von S. Seiler-Frankfurt a. M.

Früh am Morgen, als noch blaue, wallende Nebel im Tale lagen, fuhr ich von Vintthal aus in den Feiertag hinein. Zur Rechten lag auf dem Felsgipfel des Ortstochs die Ueberfülle strahlenden Morgenlichts, flüßiges Gold, aus umschwebender Schale gegossen. Dazwischen glitzerten, Tausenden von Aquamarinen gleich, die Kristalle aus ewigem Eis. Zur Linken — ein scharfer Gegenstoß zu dem Glanze drüben — lagen sich dunkle Matten an den Berghängen empor und fügten sich zu Riesenterrassen aneinander. Den Wölkchen des Tales nach Süden bildete himmelragend des Tals weiße, schimmernde Kuppel, majestätisch und unnahbar in klarem Licht gebadet, und darüber wölbte sich ein Himmel von jartblauer Samtfarbe, wolkenlos und rein wie der Mantel einer Madonna von Correggio. Neben dem Tode beehrte die Wirtentengleiche als ungeheuer breite Junge aus schimmerndem Opal in die Schatten des Tales. Von seiner höchsten Höhe begleitete ihn ein Leuchten bis zur Tiefe, das uns in der Ahnung von etwas Ewigem erschauern ließ. Vor der in der Sonne glühenden Schneehaube des Tals lag dunkel der Kammerstock, und dort, im Tale rechts abbiegend, begann die Klausenstraße, die in Schlangenlinien nach dem Urnerland führt. Surrend und keuchend überwand das Auto die Steigungen der vorzüglichen Fahrstraße. Der Tode entschwand unseren Blicken, aber gleich trat ein anderes Bild, nicht weniger reizvoll an seine Stelle: die in den Glanz der Morgen Sonne getauchten, schneebedeckten Clariden und der verschneite Gamsjagern. Dann führte die Straße durch Tunnels; Seitendurchbrüche links liegen noch einmal den Ausblick nach dem lichtdurchfluteten Tal als reizende Bildausschnitte frei. Weiter in Serpentinien zog die Straße empor über die Wiesenterrasse der Fruttbirge. Sattete Sträucher und üppige Blumen bedeckten die Straßenböschung, und aus dem Grün hervor leuchtete verführerisch das warme Rot großer, reifer Walderdbeeren. Aber je kürzer die Schienen wurden und je höher wir stiegen, desto spärlicher wurde der Pflanzenwuchs. Nach den letzten Windungen durchquerten wir lichte Alpenwiesen und gelangten kurz darauf in den Kanton Uri. Zu beiden Seiten der ebenen Fahrstraße dehnten sich endlose Wiesengründe, eingeschlossen von mächtigen Gebirgsketten. Gegen die hellen grauen Steinmassen hoben sich vereinzelt, fast schwarz wirkende kleine Waldstücke so scharf ab, daß die Anzahl der Tannen-

japfen vermäßig zu unterscheiden war. Auch an unserem Wege stand ein düsterer Wald, aus dem heraus eine Kirchturmspitze und die roten Dächer eines Dorfleins grühten. Hier wand sich die Straße vorbei und erklomm die Höhe. An den steinigten, spärlich mit Gras bedeckten Hängen leuchteten die Korallen des Luftmeeres, die Alpenrosen, und der kleine Frühlingssegen öffnete seine langen und sattblauen Kelche den Sonnenstrahlen. Auch Bergpergheimnied unterbrachen farbenfrohe das eintönige Grau der Kalksteine. Romantisch wilder wurde die Gegend, je höher sich die Straße zog; sie führte dicht an jäh abfallenden Felswänden vorbei, über die oft mehrere Gletscherbäche zugleich in die Tiefe brauseten oder wie ein breiter düsterer Perlenschein niederrieselten. Das Landschaftsbild wechselte fortwährend, kürzer wurden die Rehren, weit zurück und immer tiefer lag der Urnerboden unter uns, die Clariden hüben und die Jägerstöche drüben schoben sich enger zusammen. Am Wege standen niedrige, aus unbauenen Steinen gefügte Hütten. Inzwischen hatten wir die betriebe 2000 Meter hohe kahle Faghöhe des Klausen erreicht. In der prallen Mittagssonne schien der blinkende Schnee der Clariden, das vergletscherte Scherhorn uns verlockend nah, während in jarten Passellionen, violett und grünblau ineinander verlaufend, die Bergketten im Westen den Horizont begrenzten.

Nach der Mittagsrast im Schatten einer Hütte ging es in raschem Tempo von der Faghöhe über die Wödmersalp weiter, entlang an den Felswänden des Schädentales, in dessen Sohle 500 Meter unter uns der Schädentbach gurgelnd über Geröll hüpfte. Er führte sehr viel Wasser vom Griesgletscher mit und stürzte von der kahlen, steilen Fagwand schäumend in die Tiefe, so daß seine Wasser stäubend auseinanderprühten. Darum heißt er im Volksmund der Stäubibach. Der Blick folgte der Wassertiefe und verlor sich in der schaurigen Tiefe, wo winzige, kleine Häuser stehen, Wohnstätten der Menschen, die ihm die Kleinhaltung des menschlichen Lebens so deutlich zum Bewußtsein bringt, erst dann ganz empfinden, wenn er in engem Tal zwischen hohen Felsbergen die erdrückende Schwere der Höhe über sich erlebt hat, jener reinen Höhe, nach der er sich mit allen Fasern sehnt. Auch wir fühlen den mächtigen Pulsschlag der Natur, je rascher wir in der Talfahrt Schleife um Schleife hinter uns ließen u. unten in das hüben u. drüben von steil aufragenden Bergen begrenzten lieblichen Schädental fuhren. Aber, nachdem wir stundenlang meist nur nackte Felsen, Schnee und Eis gesehen hatten, freute sich der Schönheit suchende Blick auch wieder an den fatten Farben des Tales. Schneehäuschen in ihrem warmbraunen Soljton, mit den in einer Ueberfülle von roten Geranienblüten verflochtenen Farnen grühten uns, die reißenden grünen Klauen Wasser des Schädens rauchten darüber, Wiesen lachten vom hellsten bis zum dunkelsten Grün, zwischen dem Laub der Apfelbäume schimmerte das leichte Rot der reif werdenden Früchte, alles war Farbe, Farbe und Frohsinn, stilles, heimliches Glück. Bild um Bild zog am Auge vorbei, als wir weiter nach Bürglen und Altdorf, über seinen Marktplatz mit dem bronzenen Teufelsbild, hinaus nach Altschönenberg, die schwarzen Wälder der steil abfallenden Berge umfäumten den tiefblauen, fogenannten Vierwaldstättersee.

Haar- und Bartmenschen

Von Signor Seltarino.

In einigen illustrierten Wochenschriften war vor einiger Zeit ein Bild des Amerikaners Victor Frei zu sehen, der angeblich den längsten Bart der Welt besitzen soll. Dieser Bart ist 2,35 Meter lang, und sein Träger läßt sich in allen Erdteilen als Ullikum bestaunen. Freilich ist dieser Bartmenschen, wie so vieles in der Welt, nicht ohne Vorüber. So zeigte sich im Jahre 1873 in Wien ein gewisser Adam Kerpfer aus Chicago, dessen Bart 2,59 Meter lang war. Um das Ende der achtziger Jahre lebte in Montluçon ein 67jähriger Farmer namens Louis Coulon, dessen Bart nach einem vom Bürgermeister bestätigten Zeugnis eine Länge von 2,52 Meter betrug. Als zwölfjähriger Knabe, also in einem Alter, in dem das Gesicht gewöhnlich noch die Zartheit und Frische des Kindes aufweist, mußte Coulon sich bereits rasieren lassen. Dabei hatte der ausgewachsene Mann nur eine Körpergröße von 1,59 Meter. Der Tischler Joseph Willebach aus Nonnenberg zeigte vor 40 Jahren seinen 2 Meter langen Bart gegen Entgelt in Wirtschaften.

Bekannter als „Bartmänner“ wurden die „Haardams“, allen voran die berühmte Wit Julia Pastrana. Die arme Wit Julia! Es gibt Verurteilungen — gewöhnlich die ersten ihrer Art — die typisch, volkstümlich werden; und so ist heute noch die Pastrana, viele Jahre nach ihrem Tode, das Urbild der Hässlichkeit. Ein amerikanischer Unternehmer brachte im Jahre 1858 plötzlich ein haariges, abstoßendes Geschöpf „auf den Markt“, und da er dieses nicht einfach als Mißgeburat angaffen lassen wollte, so mußte Julia, damals 23 Jahre alt, einige Kapitulationen zeigen und mit kleiner, weicher, trauriger Stimme, wie sie den Kreolinnen eigen ist, mexikanische Liedchen singen. In Deutschland zeigte sie sich zuerst in Berlin. Von da aus machte sie mit ihrem Aussteller eine Reise durch Europa. Ihr Gesicht und der ganze Körper waren mit dichtem, glänzend schwarzem Haar bedeckt, die Lippen wulstig, die Ohren außerordentlich groß und die Augen trübe und ausdruckslos.

Für die Welt war sie nur eine Mißgeburat, die arme Wit Julia, die für Geld gezeigt wurde und die man einige Kunststücke gelehrt hatte, wie man sie dressierten Tieren beibringen pflegt. Für die wenigen Menschen aber, die sie näher kennen lernten, war sie ein empfindendes, denkendes, geistig nicht unbegabtes Wesen, das sehr wohl die Bitterkeit empfand, so neben den Menschen herzuleben, in fast klösterlicher Abgeschlossenheit dahinzudämmern, zu der Mißgeburat fast immer verdammte sind. Sie durfte nicht viel mit fremden Leuten verkehren, damit die Neugierde des Publikums nicht vermindert, ihre Erscheinung nicht entwertet wurde. Ihr Unternehmer reiste mit ihr stets umher und verdiente durch sie viel Geld. Um sie der Konkurrenz nicht auszuliefern, heiratete er sie eines Tages. Nach einiger Zeit gebar Julia einen Knaben, fing dann aber an zu kränkeln und starb samt dem Kinde 1860 in Moskau. Der trauernde Witwer verstand es, auch aus dem Leichnam seiner Gattin noch Geld zu schlagen. Wie jene Alten, welche die Mumien der geliebten Verstorbenen in ihren Heiligtümern aufstellten, ließ er Frau und Kind mumifizieren (im Volkslate mag man kurzweg „ausstopfen“) und führte sie überall mit sich herum. Er ließ alle Welt an seinem Schmerze teilnehmen, das heißt: gegen Entgelt zeigte er Frau und Kind in einem Kasketten ... Im Jahre 1889 wurde Julia Pastrana mit ihrem Kinde noch in der anthropologischen Ausstellung von J. B. Gagner in München gezeigt, und zwar neben einer zweiten lebenden Pastrana, die sich Zenora Pastrana nannte. Diese war damals 23 Jahre alt und bot gleichfalls einen höchst bemerkenswerten Fall von Ueberbehaarung (Syntrichosis). Diese Frau war in ihren Bewegungen eine gräßliche Erscheinung, aber am ganzen Körper — mit Ausnahme der Brust — mit übermäßigem Haarwuchs versehen. Sie heiratete mit 17 Jahren einen Amerikaner, der 1884 in Petersburg starb. Ein aus dieser Ehe stammendes Kind, ein blonder Knabe, war nicht mit Syntrichosis behaftet. Er starb im Alter von 7 Jahren.

„Saarmenschen“ treten nur sehr vereinzelt auf. Deineswegs werden sie den Tieren keineswegs ähnlich, man hat es vielmehr mit einer krankhaften Erscheinung zu tun. Eine völlige Ueberbehaarung kommt sehr selten vor, dagegen ist die teilweise Syntrichosis häufiger. Als 1883 das sechsjährige Mädchen Krao-o von Borneo nach Deutschland kam, wurde es von besonders eifrigen Darmmisten als das langgehaarte Bindeglied zwischen Menschen und Affen angesehen; andere Gelehrte behaupteten jedoch, daß lediglich ein Fall von sogenannter Polytichose vorliege, wie er ja schon bei den Pastranas und dem russischen Pudelmenschen Andrian Jestschew beobachtet worden sei. Der Affe zeigte eine so außergewöhnlich starke Behaarung des Gesichts, daß er tatsächlich einem Budel ähnlich sah. Sein dreijähriger Sohn war mit derselben Mißbildung behaftet.

Die „Eau-Lady“ (Annie Elliot, geboren 1865 im Staate Virginia) hatte schon beim Eintritt in die Welt langes Kopfhair und einen feinen Schnurrbart, bei dessen Anblick die Mutter in lautes Wohlgefallen ausbrach. Ihr Schmerz wurde jedoch bald gelindert, denn in der Folge war Annie für ihre Familie eine Quelle des Segens, da die Besitzer der Dime-Wiesen sich um den bärtigen „Etar“ rissen. Die Haut der Lady war durchsichtig, klar und sammetartig weich, ihr Kopfhair und der lange Bart waren schwarzbraun und glänzend. Auch die 23jährige Amerikanerin Bella Carter, die sich 1888 in Berliner Passage-Banoptikon sehen ließ, war ein anatomisches Wunder. Auf ihrem Rückgrat, in Höhe der beiden Schultern, zog

sich, gleich dem Ramm der Pferde, eine regelrechte, über einen Fuß lange rotblonde Mähne herab.

Das heutige Nepal

Von Herbert Eiders, 3. St. Kato.

Nepal, einer der wenigen auch heute noch unabhängigen vorderindischen Staaten, liegt zwischen der Ebene des Ganges und dem Himalaya. Es mißt etwa 800 Kilometer in der Länge und 160 Kilometer in der Breite und zählt ungefähr 5 Millionen Einwohner. Das Land besteht aus vier nahezu gleich großen Zonen von je 40 Kilometer Breite. Die erste Zone ist eine unzerstörte Fortsetzung des Gangesales. Der Terai oder Dschungel, der fast zur vorigen Zone abfällt, wird von wilden Tieren bewohnt, schwer von der Malaria heimgesucht und eignet sich nicht für menschliche Besiedelung. Den Rest des Landes bilden eine Reihe kleiner Täler, die in nordöstlicher Richtung durch steile Berggipfel von einander getrennt sind, sowie die Südhänge des Himalaya. Alle Täler werden von verschiedenen Stämmen bewohnt, deren jeder seine besondere Sprache spricht. Von ihnen sind die Gurkhas und die Nepars die bekanntesten, die auch die hochentwickelte buddhistische Eigenkultur des Landes am besten verkörpern. Sie bildeten früher den Kern der Bevölkerung, wurden aber durch Hinbus, denen auch gegenwärtig die herrschende Dynastie angehört, in den Hintergrund gedrängt. Die drei bedeutendsten Städte sind Bhatmandu, die Hauptstadt, ferner Patan und Bhatgaur, sämtlich in dem großen mittleren Tal gelegen, das in der dritten Zone einen Halbkreis von 30 Kilometer Länge bildet.

Die Geschichte Nepals bis zum Jahre 600 nach Christus ist reine Legende, etwas Bestimmtes weiß man schon aus den nächsten 600 Jahren, die Folgezeit ab 1200 ist ziemlich genau bekannt. Im 1200. J. zogen radschputanische Hindu-Stämme, durch die Einfälle der Mohammedaner aus ihrer Heimat in Mittel-Indien vertrieben, nach Norden bis an die Südgrenze Nepals, boggen hinter der Dschungelzone nach Osten ab und drangen dort weiter vor. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts blühte der Gurkhasaat unter Nijimi Narayan, der 1768 das Zentraltal von Nepal eroberte. Die neue Dynastie vermochte ihre Herrschaft zu befestigen; einer ihrer größten Herrscher war Jung Bahadur, der 1846 den Thron bestieg. 1850 auch nach Europa kam und 1877 auf einer Jagd im Dschungel starb. Im Jahre 1901 gelangte der jetzt noch regierende Maharadscha Chandra Schakher Jung zur Regierung. In ihm haben wir einen der merkwürdigsten und tüchtigsten orientalischen Fürsten der Jetztzeit vor uns. Mit Umsicht, Klugheit und Entschlossenheit lenkt er sein Land, das er zu verhältnismäßigem Wohlstand gebracht hat. Seine Regierung beruht auf dem Grundsatz, Nepal von der Außenwelt möglichst abgeschlossen zu halten. Die Hauptbeschäftigung bestand für ihn darin, sich die Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik nutzbar zu machen, ohne dadurch eine solche Verzerrung des nationalen Lebens herauf zu beschwören, wie wir sie sonst überall im Osten sehen. Die von ihm erzielte harmonische Entwicklung ist bisher gelungen. Berichterstatter, Reisende, Kaufleute, Politiker, Militärs werden nicht zugelassen, Gelehrte und Künstler finden dagegen jederzeit eine herzliche und gastfreie Aufnahme. Ein ganz Nepal traf man noch vor zwei Jahren kaum ein halbes Tugend Europäer im Staatsdienst, sonst waren nur vier zur englischen Gesandtschaft gehörende Weiche im Lande anständig. Moderne Verkehrsmittel, Telegraphie und Fernsprecher, elektrisches Licht, Bewässerungsanlagen und Wasserleitungen wurden eingerichtet, aber ausschließlich durch nepalesische Kräfte, unterstützt durch sehr wenige auf Zeit angestellte Europäer. Auch eine kleine Eisenbahn besteht seit kurzem. Sie läuft von der Grenze bis auf 20 Kilometer an die Hauptstadt heran; von dem Berggürtel aus, der die letztere von der unteren Zone abschleift, stellt eine Drahtseilbahn die weitere Verbindung her, jedoch nur für Waren. Für Personen ist das Tal von Bhatmandu vom Süden her auch heute noch unzugänglich. Es zeichnet sich durch seinen Reichtum an archaischen Schätzen aus, besonders auf dem Gebiete des Kunsthandwerks und der Baukunst, wie sie eine originale und abgeschlossene Kultur im Laufe eines Jahrtausends hervorgebracht hat. Die Städte Nepals gehören zu der malerischsten in ganzem Osten. Die Regierung wird vom Maharadscha, der heute 65 Jahre zählt, und seinen Söhnen gemeinsam geführt.

Das heutige Nepal ist sicherlich eins der interessantesten Länder Asiens, worin die Frage der gegenseitigen Beeinflussung von Ost und West, oder von Mittelalter und Neuzeit, nach modernsten Grundsätzen in der glücklichsten Weise gelöst ist.

Zigeunerwallfahrt

Allen sind sie bekannt, die dunklen in zerklüfteten Lumpen oder folschem Brunk umher wandernden Gestalten der Zigeuner. Heute kommen sie, lagern vor dem Dorfe und lassen die Einwohner besorgt auf ihr Hünerroll achten; morgen sind sie wieder verschwunden. Sie scheinen keine Heimat, kein Vaterland und keinen Glauben zu haben. Und doch gibt es einen Ort, den die Zigeuner Europas aufsuchen und als ihr Mekka betrachten: Saintes-Marie-de-la-mer. Ein Dorf im Rhonedelta, hingekauert in den hellen Sand der Bucht, der Wallfahrtsort der Zigeuner. Sara, die ägyptische Dienerin der beiden Marien, Maria Jacoba und Maria Salome verehren sie hier. Dem rastlosen, verachteten Volk, das seine Herkunft aus dem Nilal herleitet, ist die niedere Sklaverei aus Ägypten, die Schutzpatronin.

Leuchtend blau wölbt sich der klare Abendhimmel über der niedrigen, felsartigen Kirche. Die ständige Gefahr durch räubernde Sarazenen ließ die Gläubigen hier einen sicheren, mauerumgürteten Zufluchtsort für die heiligen Reliquie und sich selbst schaffen. Die Neuzeit hat am Bau nichts geändert. Es sind nicht die malerischen Gestalten aus „Carmen“, die zweimal im Jahr hier zusammen kommen, sondern die aller Poesie und Schönheit baren Zigeuner nördlicher Gegenden, die Marias Landstraße sowohl, die Kesselfischer und Korbflechter, als auch die spornkittenden Pferdehändler unter den breiten Samthüten, die prunkende Kette über der bunten Weste und ihre Helfer in abgetretenen roten Schuhen. Den Tag über sieht man sie in Jagdzeugen aller Art ankommen, vom zweifelhafte Jagdbraggen bis zum elenden Karren, vom struppigen Röter gezogen. Sie richten sich ein, begrüßen Verwandte, Bekannte und erfüllen die Straße mit den gurgelnden Lauten ihres Sprachengewirres.

Am Tage gehört die Kirche den Marienverehrer, nachts den Zigeunern. Sie drängen sich auf der Treppe zur Krypta, die nur ein kahles Gemölde ist, in dunklen Schatten getaucht. Ein bescheidener Leuchter mit Netzen, die den beiden Marien oben entwendet zu sein scheinen — warum sollen die Zigeuner nicht zu Ehren ihrer Heiligen den Ruf als Diebe bestätigen — beleuchtet einen eigenen Schrein an der Wand in dämmeriger Höhe; es sind die Reliquien ihrer Schutzpatronin. Die ganze Nacht über sitzen sie auf den Treppentufen oder stehen an den Wänden gelehnt. Die jungen Leute sind schneidige Gestalten; unstet eilen ihre Blicke in die Runde und kehren forschend zum Schrein zurück, als sollte ihnen aus ihm das Heil kommen, das ihr verachtetes Volk ersehnt. Die Gestalten Michel Angelos erscheinen ihre Körper im Dämmer der Gruft, wie Gestaltene vor den Porten des Paradieses. Die Frauen bestaunen nicht den Ruf von ihrer Schönheit; einige gleichen mit den schwarzen Schlacht getheilten Haaren über dem dunkeln Gesicht Zunderinnen; ihre flackernden Blicke verderben das wenige Anziehende, das die Natur ihnen gelassen. Andere suchen durch blickende Rämme und silberne Ohrgehänge die Hässlichkeit ihrer gelben Gesichtsfarbe zu mildern. Sie alle zeigen, daß sie einem ruhelosen Volk angehören, das vielleicht erst durch andere zu einem Leben getrieben wurde, das ihnen die Verachtung aller eintrug.

Schon der nächste Tag findet sie zerstreut auf allen Landstrichen, wo sie ihr ruheloses Leben fortsetzen.

Amerikanische Reiterbissen

Von Kurt Volpert.

Berlin hat seine „Pannkuchen“, London seine „Sandwiches“, Paris seine „Schnecken“, Rom seine „Nachtgallungen“. Der Bekher ergötzt sich an knusprig gebratenen „Schwaben“, warum sollte also gerade der New Yorker nicht auch dem fassam bekannten Gerichte schmecken? Das ist eine Frage, die im all-gemeinen nicht viel geantwortet ist, nimmt nicht weiter wunder, wenn man erfährt, welchen Geschicht ausgedehnten kulinariischen Genusses das